


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923**

24.6.1923 (No. 25)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 25  24. Juni 1923

W. E. Desterling / 150 Jahre Deutsche Ballade.

Ballade: der Klang weckt Vorstellungen von schimmernden Panzern und Speergekrach, von wilder Leidenschaft und Mannentreue, von Meerfahrt und Drachentampf, von Unholden und Feen, von irdischem Geschehen und überirdischem Gescheh, von Naturgewalten und Menschentum. ... Eine Fülle von Vorstellungen taucht auf, alle schicksalsträchtig und beladen mit geheimer Kraft. Klänge mischen sich ein von hinreißender Gewalt, die ganze Stala des menschlichen Empfindungslebens durchlaufend. Immer haben Klang und Bild etwas Heldisches, Kampffrohes, Überweltliches. Männlichkeit, Rittertum, Heldenzelt und das Walten der Übermächte gehören zur Vorstellungswelt der Ballade.

Die Lehrbücher der Poetik weisen die Ballade bald zur Epik, bald zur lyrischen Poesie. In Wahrheit gehört sie zu beiden, nicht zum einen oder andern Gebiet; und in der Verschmelzung, Verquickung, Durchdringung entstand ein Drittes: dramatische Haltung, Konflikt, dramatischer Akzent. Schilderung wird zur Darstellung, Bericht zur Gegenwart, zur Handlung, Erzählung zu Rede und Gegenrede. Die Situation ganz knapp, alles Beschreibende so gegenständlich, konkret, sichtbar als nur möglich; die Beleuchtung scharf, plastisch herausstellend; der Rhythmus suggestiv.

Erzählung eines Geschehnisses, einer merkwürdigen Einzelhandlung ist das erste; so weit ist die Ballade episch. Die erregte und erregende Teilnahme des Erzählenden ist das zweite, die lyrische Verankerung in fremdes Schicksal, als sei es eigenes Erlebnis. Sie erzählt, nicht kühl und objektiv, sondern mit innerstem Mitschwingen; Vergangenes wird ihr zu Zeiterlebnis, die Umwelt zur Szene, der Vorgang zu dramatisch bewegter Handlung, Beschreibung fast zur knappen Spielanweisung.

Typisch in seiner Vollendung ist der Anfang der Meisterballade des Grafen Strachwitz „Das Herz von Douglas“, die sofort mit Rede und Handlung einsetzt:

Graf Douglas presse den Helm ins Haar  
Gürt um dein lichtblau Schwert,  
Schnall an dein schärfstes Sporenpaar  
Und sattle dein schnellstes Pferd. ....

So schon in der ersten deutschen Ballade, in Bürger's „Lenore“. Die deutsche Ballade setzte mit einem genial geschaffenen Meisterwerk ein, erregte damit gewaltigen Beifall — das Gedicht raste förmlich durch ganz Deutschland — rief zum Wettbewerb auf, stachelte unsere Klassiker Schiller und Goethe zu ihren Leistungen an, begeisterte die Romantiker und was nach ihnen kam, Uhland, Heine, Moerike bis hin zu unserer Zeit, nachdem die Drost, Fontane, C. F.

Meyer den Schatz vermehrt hatten. 1773 ist das Geburtsjahr der deutschen Ballade, dasselbe Jahr, in dem Goethes „Götter von Verlichingen“ erschien. Ohne Taster, ohne Vorversuche entsprang sie in meisterlicher Vollendung dem Haupt ihres Dichters. Ein unerhörter Vorgang, der keine Parallele in irgend einer andern Dichtungsart hat. Nur dadurch möglich, weil in Bürger, dem volkstümlichen, anschaulichen Dichter, sie die Vorbedingungen fanden: eben volkstümlich und doch gebildet zu sein, unverdorbenes Gefühl und ästhetisch geschulte Dichterkraft zu besitzen. Was er in der „Lenore“ vollbrachte, ist eine subjektive Dichterleistung, deren Wurzeln tief im Volk, in der Allgemeinheit haften. Das Volk hatte Ballade und hat sie seit grauer Vorzeit immer gehabt. Die gebildete Schicht, welche die Literatur repräsentierte, hatte keine. Erst Bürger eroberte dies Gebiet, das nach ihm so erfolgreich bestellt wurde und uns allerwertvollste Dichtergaben brachte.

Der ganze Zwiespalt deutscher „Bildungs“-Geschichte tut sich dem historisch rücksehenden Auge auf, und schließt sich beglückend im Jahr 1773, vor 150 Jahren.

Das Volk hatte Balladen, aber seine Gebildeten nahmen nicht daran teil. Das deutsche Volk hatte in grauer Vorzeit von Hildebrandt und Hadubrant gesungen (schon ganz in der echten Technik der Ballade: dramatische Gegenwart, Zwiesprache und Handlung, kein Ausmalen). Es sang später von Tannhäuser, von Lindenschmit, von der Agnes Bernauerin, es sang von Wassernitzen, von wiederkehrenden Toten. Unsere Gebildeten und mit ihnen unsere Kunstliteratur war durch die Klöster gegangen, dann durch die französische Bildung, die uns Minnesang, Tristan und Isolde, Parzival bescherten; weiter durch die philologische Aufklärung der Renaissance, bis zwischen Volk und geistiger Schicht überhaupt keine innere Bindung mehr bestand. Als Klopstock den alten Vardensang aufleben lassen wollte, kam er vom antiken Versmaß der Ode nicht los. Die Modedichter sangen vollends im lächelnden Kokotok der Franzosen. Ohne Ernst und ohne Sittlichkeit verspotteten sie den Wankelgang, d. h. die Lieder des Volkes in Parodien; so glaubte z. B. der aufklärerische Nicolai das Volkslied verspotten zu dürfen, das eben damals in Herder, im jungen Goethe seine Entdecker, Verteidiger und Sammler fand. Die Selbstbestimmung öffnete den Weg zu den Quellen unseres Selbst. Lessing wies von den Franzosen weg auf Shakespeare hin, Herder auf die Stimmen der Völker. Neben Shakespeare öffnet die Sammlung altenglischer Dichtungen des Bischofs Percy die Augen für echte volksmäßige, kraftvolle Kunst, deren Gegensatz zu dem Kokotok der Zeit in die Herzen sprang.

So war die Atmosphäre vorbereitet, als im 26jährigen Bürger, dem wild-genialen Mitglied des Göttinger Hausbundes, die deutsche Ballade ihre Auferstehung feierte. Hier floß der deutsche Volksgeist in die höhere Form der Kunstdichtung. Das Motiv des aus dem Grabe wiederkehrenden Toten war ganz volksmäßig. Bürger gestaltet die Situation zeitgemäß, er legt sie ans Ende des siebenjährigen Krieges. Durch die Kraft seiner Darstellung bringt er die Dämonie des Stoffes, die Dämonie der Leidenschaft und des Geschehens zu unmittelbarer Wirkung. Die Mittel der Kunst halfen allem Volksgut zu neuem Leben. Das ist Bürger's Tat. In ein rationalistisches und aufklärerisches gesinntes Zeitalter, das seiner Nüchternheit und des äußerlichen Getändels schon müde wurde, drangen diese Klänge aus der düsteren Region des Nächtlichen und aus der Tiefe der Gemütswelt. Das Kokolo war gestürzt. Die deutsche Klassik pochte an die Tür. Hier eignete sich der deutsche Geist das Fremde, das Antike, Humanistische, Christliche vollkommen an. Volk und Oberschicht fanden sich.

Der junge Goethe fand die echten Töne für die Naturballade, für das Wirken geheimnisvoll dämonischer Kräfte. Die Anregungen der nordischen Ballade fanden hier Echo und Fortsetzung (König in Thule 1774; Der Fischer 1778; Erbkönig 1782). 1797 kam das große Balladenjahr, das vorwiegend Schillers Verdienst ist. Sein Ziel: Beibehaltung der Balladenform und ihre Erfüllung mit würdigeren Stoffen. Schiller adelt die Ballade durch die Sittlichkeit seiner Ideen. (Idee der Freundschaft, vom Reid der Götter, von der Rache für Verbrechen usw.). Auch bei Goethe tritt an die Stelle einer dunklen übersinnlichen Macht die „helle Lichtwelt des bewußten sittlichen Geistes“. An Stelle der Liedballade tritt die rezitatorische. Goethes freies Menschentum und große Persönlichkeit führt die Ballade auf einen Gipfel innerer und äußerer Vollendung.

Die Romantiker suchten wieder Anschluß an die Volksseele. In genialer Einfühlung erfaßt Clemens Brentano die Gestalt der Lore Lay. „Die phantasierolle Erfindung des Dichters im Tageslicht geschichtlicher Gegenwart wird zur Volksfrage umgedeutet und als Volksfrage anerkannt. Eichendorff griff das Motiv auf, Goeben behandelte den Stoff, und Heine gab ihm die bleibende Gestalt“ (Madler).

Uhlands heiter-klare männliche Note erklingt (Roland, Siegfried, Eberhard der Raufschabart); aber auch die dunklen Klänge

entlockt er seiner Leier (Schloß am Meer, Der schwarze Ritter, Sängers Fluch), und zum schlichten Lied wird „Der Wirtin Töchterlein“, das einem alten Volkslied nachgedichtet ist. Noerikes Zauberstimme öffnen sich die grauslichen dämonischen Tiefen (Feuerreiter, Die schlimme Gret) wie der lichte Naturzauber der Elfen- und Nixenwelt.

Immer breiter schwillt der Balladenstrom. Geschichte, Volksphantasie, Bibel, Sage entsenden ihre Gestalten. Alte Motive kehren wieder, aber auch das Leben unserer Zeit mit ihrer sozialen Grundstimmung schafft sich Widerhall. ....

H. Benzmann hat 1913 in zwei inhaltreichen, enggedruckten Bänden eine Schatzkammer der Ballade eingerichtet. Er nahm alles Erreichbare auf, auch künstlerisches Mittelgut. — Vor 15 Jahren stellte Avenarius sein Balladenbuch zusammen, eine Auswahl in stofflicher Anordnung. Er nahm auch einige Volksballaden auf (Tannhäuser, Königskinder u. a.). Nun kommt, rechtzeitig zum Jubeljahr, eine neue, streng gesiebte Auswahl von der Hand Ernst Lissauer's, die von Bürger bis zur Gegenwart reicht (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ganz Bekanntes läßt er weg (Lenore; Erbkönig, Gott und Bajadere, Braut von Korinth; Kraniche des Jbylus; Graf Eberstein, Bertrand de Born, Schloß am Meer; Wallfahrt nach Keblaar, Die Grenadiere, usw.). Diese stehen ja in den Schulbüchern, in den Klassikern, die man besitzt, in allen üblichen Anthologien. Dadurch gewinnt Lissauer Platz, um andere wertvolle Gebilde zur Geltung zu bringen: wichtiges von der Droste, von E. F. Meyer Agnes Miegel, Strachwitz, und dann Neueres von Falke, Spitteler, Münchhausen, Lulu von Strauß und Torney, bis zu Franz Werfel. Auch von sich selbst darf Lissauer mit gutem Zug fünf Balladen aufnehmen. Dazu eine gedrängte, wichtige, erleuchtende Einleitung. Nicht philologisch, historisch, sondern ästhetisch, intuitiv.

„Die Ballade ist eine verkürzte Form wie das Lied; sie verkürzt Mythos, Epos, Drama; sie ist immer knapp; vieles zwischen den Zeilen. Die eigentliche Ballade empfinden wir dem Drama näher als dem Epos. Dies ist der Ballade eigen: daß unter ihr hin geheime Stöße rollen, daß sie erbebt von Ekstase. Wie ein hörender Spiegel fängt sie Geschehen auf, ein gesichtiger Spiegel strahlt sie's zurück ....“

## Konrad Arnold Bergmann / Eine historisch-politische Betrachtung.

(Schluß.)

Wir haben eine ganz andere geschichtliche Vergangenheit bis zur Schwelle der Neuzeit. Wir sind bis dahin in unserem nationalen Bestand nicht bedroht. Im großen ganzen waren wir wahrhaft souverän als Nation auf unserem Boden, den unsere Stämme während der Völkerwanderungsperiode sich erst erwarben und der uns eigentlich erst durch die sicheren politischen und staatlichen Verhältnisse, die Karl der Große schuf, zum Vaterlande wurde. Auf diesem neu erworbenen Vaterlande sind wir vorerst starke, gesunde und naive Naturkinder, die wir waren, geblieben und haben aus ihm die Kraft und Stärke für unsere westpolitische Stellung im Mittelalter gezogen. Leibliche Kraft und seelische Stärke! Mit der Bodenständigkeit und Selbstständigkeit beginnt aber das, was man Kultur nennt: Verfeinerung des Lebens. Geht mit der Verfeinerung des äußeren Lebens nicht die des inneren Hand in Hand, ja ist diese nicht die Kraft, die jener die Form gibt, ist diese nicht der lebendige Inhalt der Form selbst, dann liegt die Entwicklung eines Verfalles, eines Abfalles vor sich selbst vor. Bis zum XIII. Jahrhundert war unsere Kultur, weil sie der Ausdruck eines veredelten Seelenzustandes war, durchaus gesund, wahr und darum deutsch. Walther von der Vogelweide sprach dieses Gefühl der kulturellen Sauberkeit mit stolzem Bewußtsein aus: „tünchir zuht gat vor in allen“ und „tugend und reine minne, swer die suochen wil, der sol komen in unser lant!“ Aber auch er sah bereits die sicheren Zeichen des beginnenden Verfalles:

„Mit den getriuwten alten siten  
ist man zer welte nu versniten.  
er unde guot  
hat nu litzel ieman wan der übel tuot.“

Wir Deutsche waren immer solange politisch frei und groß, als wir sittlich stark waren. Wir beherrschten die Welt, wenn wir uns zu beherrschen wußten. In demselben Maße als „tugend und reine minne“ aus dem deutschen Volke schwinden, verliert es an

politischer Kraft. Aber es ist so reich von seinen mittelalterlichen Ahnen und Vätern mit den politischen Tugenden eines sittlichen Kapitals bedacht, daß es fast noch einmal ein Halbjahrtausend an seinem Erbe zehren kann, bis es bankrott ist und das lauernde Frankreich sein politischer Konkursverwalter wird, aber auch sein geistiger Brotherr! Der germanische Individualismus zertrümmert sein ureigenstes Staatsgebilde, zerstört seine einzige ihm eigentümliche und gemäße politische Lebensform, löst alle Bande der natürlichen und kulturellen Gemeinschaft, fällt, zersägt und spaltet wie einen mächtigen Eichbaum den gesamten nationalen Organismus, und dies ohne jedes Gefühl der Scham und der Schmach. Umsonst hatte Walther von der Vogelweide gewarnt, umsonst war das Nibelungenlied gesungen worden. Der Fluch des Goldes wirkte. Die Stimme des Gewissens, das dem einzelnen die sittliche Kraft und Fähigkeit zur Selbstbeherrschung und freiwilligen Einordnung in ein nationales Staatswesen gegeben hatte, wurde von der entketteten Leidenschaft überschrien. Weil der einzelne sich selbst nicht mehr achtete, war ihm auch der andere nicht mehr achtenswert. Man raubte und vergewaltigte für das unersättliche, gottlose Ich, man fraß und soff und buhlte. Der Größenwahn, der sich im Zustand des Rausches einstellt, brachte alle „Art“ zur Entartung, aus Tapferkeit wurde rohes Draufgängertum, aus Opferfähigkeit Geringschätzung, aus Lebensernst finsterner Sinn, aus Rechtllichkeit Rechthaberei, aus Großheit Großtuererei, aus Gutmütigkeit Liederlichkeit, aus Lebenslust frivoler Sinn, aus Treue Troß. Dasselbe Persönlichkeitsgefühl, das, solange es unter dem Sittengesetz stand, uns groß und bedeutend gemacht hatte, machte uns klein und bedeutungslos. Wir waren reif für den fränkischen Geist, wir übernahmen seinen politischen Grundsatz von der Machtentfaltung mit den Mitteln der List und Gewalt.

Der deutsche Reichsgedanke lag solchermaßen geschwächt darnieder, daß man staunen muß, daß er überhaupt wieder zu Kräften

lam. Der Spanier Karl V. hat ihn im XVI. Jahrhundert noch mannhaft, ja heldenhaft gegenüber Frankreich vertreten; allerdings ohne Erfolg. Burgund ging endgültig unter seiner Regierung verloren; aber auch die Bistümer Metz, Toul und Verdun. Ihn trifft nicht die Schuld, sondern die deutschen Fürsten. Er hätte Frankreich niederschmettern können, wenn in diesen Fürsten auch nur ein Funken nationalen Ehrgefühles gegläht hätte. Das dumme, ungebildete Volk ließ sich vormachen, daß es um den Glauben gehe. Karl wurde in dem deutschen Teil seines Riesentreiches gefaßt, weil er ein „finsterner Spanier“ war; er, den nur der Franzose hätte hassen dürfen. Bis auf den heutigen Tag glimmt noch der für die Franzosen so vorteilhafte Haß in der deutschen Geschichtsschreibung weiter. Wir merken nicht, wie politisch dumm wir sind, wenn wir verächtlich vom „finsternen“ Spanien sprechen. Wir treiben im besten Sinn französische Politik, wenn wir das tun. Und wir tun es, obwohl wir die Haltung Spaniens im Weltkrieg genau kennen, obwohl wir genau wissen, wie das „spanische“ Argentinien im Völkerbund gehandelt hat. Auch in diesem Punkte hat der „vaterländische“ Geschichtsunterricht einzusehen! Dabei sei unter anderem nicht vergessen, daß es eben auch das „finstere“ Spanien war, von dem die Freiheitskriege gegen Napoleon ihren Ausgang nahmen. Der Deutsche, dem die elementare Kenntnis fehlt, daß ein Land wie Spanien schon durch seine Lage politisch in irgend einer Form immer mehr auf unserer Seite, als auf der Frankreichs stehen muß, ist kein Politiker! Die ganze ungeheure Weltmacht Karls V., der zielbewußt auch nach jenem Tunis ausgreift, das in späterer Zeit der feste Grundstock des riesigen Kolonialbesitzes der Franzosen in Nordafrika wurde, ist von den deutschen Fürsten, wie ein gewaltiges industrielles Weltunternehmen von streikenden, sinnlos sabotierenden Arbeitern lahmgelegt und zu einem kranken, ohnmächtigen, wehrlosen Körper gemacht worden. Wie ein kaltblütiger, ganz gefühlloser Räuber sein ahnungsloses Opfer plöblich überfällt, so handelte Moritz von Sachsen an dem Kaiser. Ein Judas an seinem Volke, verrät er jenes Metz, das Karl vergeblich zurückzuerobern versuchte, jenes Toul und Verdun, vor dem im letzten Kriege wieder vergeblich das meiste deutsche Soldatenblut geflossen ist. Man möchte als Deutscher den fürstlichen Verbrecher aus rein persönlicher Machtgier gern als eine Einzelercheinung jener Zeit nationalgeschichtlich buchen; allein das gesamte Treiben der Feudalmächte kennzeichnet sich nur als ein und derselbe Ausfluß der persönlichen, jeder nationalen Gesinnung baren Selbstsucht. Gewiß, in ganz Europa war der brutale römische Machtwillen unter den Menschen und Völkern wieder triebhaft erwacht und die allbeherrschende politische Triebkraft geworden; allein wach ein Unterschied der Wirkung in Deutschland und in Frankreich! Die Renaissance verhalf dem französischen Königtum zur unumschränkten Herrschaft über alle Kräfte der Nation, in Deutschland schwächte sie den durch das Kaisertum repräsentierten Reichsgedanken zu einem saft- und blutleeren Namen ab und ertötete wie ein furchtbares Gift den nationalen Gefühlsnerv. Wir waren an Leib und Seele schwerkrank. Die verbrecherische Tat eines Moritz von Sachsen berechtigte aber die französische Nation noch lange nicht, den schlechteren Fehler zu spielen. Sie hätte sich das unrechte Gut nicht aneignen dürfen. Ein solcher Handel kann jedenfalls nimmer Politik heißen! Aber das war nur der Anfang. Die aus seiner nationalen Gesamtorganisation sich ergebende Überlegenheit verleitete Frankreich in den folgenden Jahrhunderten zu einer Gewalttat nach der andern, immer mit dem einen, unentwegten Ziel im Auge, das ganze Erbe des Lothar zu gewinnen und die römische Kaiserkrone an sich zu reißen. Daß dieses Ziel unter Ludwig XIV. und Napoleon erreicht wurde und wie dies vor sich ging, das war denn doch ein zu schmerzlich empfundenes Erlebnis, als daß es sich nicht trotz aller Armut an nationalem Bewußtsein in das Gedächtnis der Deutschen eingepreßt und bis heute lebendig erhalten hätte. Darum hat die vaterländische Geschichtsschreibung, die diese Periode behandelt hat, dafür immer ein lebendiges Interesse im deutschen Volk gefunden. Die Erinnerung an die Raub- und Zerstörungskriege des Roi soleil und an die brutale Vergewaltigungspolitik des Bonaparte war immer eine wirkungsvolle Peinliche für den deutschen Volkskörper; allein trotz aller Selbstbesinnung und allen Selbstgefühls, die dadurch wieder in die deutsche Brust einkehrten, blieb unser gesellschaftliches und staatliches Wesen „verwelscht“. Unser Zornen und Hassen auf das feivole, brutale

Frankreich stößt aus einer sentimentalischen Quelle, unser Sehnen und Harren auf die Wiederkunft der Reichseinheit aus einer romantischen. Unser nationales Wollen und Handeln wurde durch die unerträglichen politischen Umstände bedingt und bestimmt, aber nicht durch jenen eigenen festen Seelenzustand, der sich nur aus der vollendeten Wahrheitsliebe gegen sich selbst, nur aus einer sokratisch-männlichen Selbsterkenntnis ergibt und der nur möglich wird, wenn das Blut von allem Gift gereinigt, der Geist von allem fremden Denken befreit, die sittliche Weltanschauung ohne jegliche Einschränkung zur Grundlage des gesamten Lebenswillens geworden ist.

Die französische Staatsauffassung, wenn auch durch Friedrich den Großen ethisch verfeinert und durch Maria Theresia menschlich veredelt, blieb uns im Blut. Grundsätzlich genommen ahnten wir durch Schaffung des Volksheeres und durch Einführung der allgemeinen Heerespflicht nur die vom Geist der großen Revolution ins Leben gerufene levée en masse nach. Der gegebenen Lage nach war diese Handlung die einzig richtige und große; aber objektiv für sich betrachtet, bedeutete sie eine militärtechnische Konstruktion nach französischem Stil: Militarismus, wie er folgerichtig nur da besteht, wo der „römische Machtwille“ waltet. Wohl stand in den Befreiungskriegen, äußerlich beurteilt, Organisation gegen Organisation; allein das muß der vaterländische Geschichtsunterricht klipp und klar herausarbeiten: nicht die doch nachgeahmte, deutsche Organisation siegte über die französische in den Schlachten von Leipzig und Waterloo, sondern der mit Hilfe Lessings und Kants, Schillers und Goethes wiedergewonnene politische Sittlichkeitsbegriff und der rein christliche Gedanke, den der Reichsfürst vom Stein in seinem ganzen politischen Wollen und Handeln vertrat. Stein ist ein Mensch gewesen bonas voluntatis im Sinne der Weihnachtsbotschaft, ein Deutscher im gebiegenern mittelalterlichen Sinn: eine durchaus selbständige, eigenartige, unabhängige Persönlichkeit, die unverbundene, gesunde, souveräne Natur ist und die Welt sich bildet, weil sie auf dem Sinne beharrt. Wenn ein solcher König den Elementen befehlt, dann stehen selbst Sommerglut und Wintersturm, Woge und Feuerlohe ihm zur Verfügung; Völker erheben sich in seinem Namen und Könige tun nach seinem Wort. Die politische Technik sinkt vor der natürlichen Politik dahin. Der Mensch siegt über die Maschine. Der Enthusiasmus über die Berechnung. Der Glaube an die Gerechtigkeit Gottes über den Wahn von der Unfehlbarkeit der menschlichen Vernunft. Durch die geketteten Völker Europas ging ein Schauer der Ehrfurcht und Ahnung, als, wie von Gott zertrümmert, das napoleonische Gewaltsystem gleich einem riesigen, mathematisch exakt berechneten Kuppelbau kläglich zusammenstürzte. Aber der Reichsfürst kannte das deutsche Volk, er wußte, daß der französische Geist wie eine Krankheit, die durch eine ungewöhnliche Erregung für einen Moment zurückgeschlagen wird, den Deutschen tief in der Seele saß. Die französische Krankheit hatte unseren mittelalterlichen Staatsorganismus aufgelöst, und die vielen Einzelteile bestanden seit der im Sinn des Auslands gelegenen Souveränitätserklärung der Fürsten von 1648 ohne innere sittliche Bindung lose nebeneinander; zwischen ihren Territorien wie Zedern ins menschliche Fleisch eingeböhrt Besitztümer der benachbarten fremden Monarchen mit den Rechten der Bundesmitgliedschaft.

Aber das war das am wenigsten Schlimme. Weit schlimmer und, wie es scheint, unheilbar ist das absolutistische Wesen, das uns trotz aller Heilungsversuche eines Stein im Mark sitzen geblieben ist. Kaum war die nationale Erregung der Freiheitskriege vorüber, siegte der Franzose wieder in uns. Das politische Testament des Reichsfürstlichen wurde nicht das Eigentum der deutschen Nation. Er erlebte noch die klassische Zeit der Reaktion; aber sein Glaube an eine doch einmal erfolgende Wiedergeburt der deutschen Seele von der französischen Vergiftung blieb ungebrochen. Er vertraute auf die deutsche Schule, auf die heilende Wirkung des Geschichtsunterrichtes und gründete deshalb das gewaltige Werk der Monumenta Germaniae Historica, wohl in der Hoffnung, daß die Kenntnis der wirklichen und wahren Vergangenheit des deutschen Volkes und damit die Kenntnis des wirklichen und wahren Wesens der deutschen Seele mit der Zeit die geistige Atmosphäre unseres Vaterlands nicht nur von den sentimentalischen und romantischen Nebelschwaden reinige, sondern auch von den Giftmüden der römischen Staatsauffassung.

## Ludwig Finkel / Heimat und Ahnenkunde.

Es ist merkwürdig, wie tief das badische Land in der Geschlechterkunde noch im Schlafe liegt. Während in allen Teilen Deutschlands mächtige Verbände der Familienforschung aufblühen und Veröffentlichungen an den Tag geben, während wenigstens im Unterland der Mannheimer Kunst- und Altertumsverein eine rührige familienkundliche Vereinigung abgegliedert hat, die ihren pfälzischen Teil erforscht und schöne Hefte über alte Mannheimer Familien erscheinen läßt, regt sich von Karlsruhe ab bis Konstanz noch kein Büstchen, das ein Baumblatt bewegen könnte. Ich kann hier den Ursachen dieses Schlummers nicht nachgehen, wenn es mir auch nicht leicht fällt, den vielen genealogischen Anfragern von „draußen“ über ihre badische Herkunft immer mit leeren Händen gegenüberstehen zu müssen. Die Klagen, daß die badischen Pfarrämter sich in Schweigen hüllen, sind allgemein.

In Württemberg besteht der große „Verein für württembergische Familientkunde“, der Duzende von schwäbischen Forschern, zumeist Pfarrer, an der Hand hat; in Bayern besteht der Bayerische Landesverband für Familienforschung in München und die Münchener Ortsgruppe des Dresdner „Roland“. Wo stecken in Baden die Kräfte, die sich hervortun wollten? Hat man hier die Bedeutung der Familientkunde als aufbauende Zukunftsarbeit noch nicht erkannt? Man fragt mich nach den Geschlechtern Tumbhart, Mundhaff, Gött. Aber es gibt keine Stelle, die, wie in andern Ländern, die Fragen sachmännisch bearbeitete.

Zwar hat Baden das rühmlichst bekannte „Oberbadische Geschlechterbuch“ von Kändler v. Knobloch und Freiherrn v. Stögingen, das heute im 3. Band bis zum Buchstaben R vorliegt; Freiherr v. Aretin bearbeitet es weiter. Das ist stille, dem Tag entrückte Gelehrtenarbeit von hohem Wert; aber sie deckt den Bedarf bei weitem nicht. Denn die Familientkunde hat heute eine tiefgreifende soziale und ethische Bedeutung gewonnen, und sie wird von den Deutschen in Brasilien und Uruguay ebenso getrieben, wie in Hinterwäldl.

Ein Badner Kind, Professor Eugen Fischer in Freiburg, hat damit angefangen, durch seine Untersuchungen an den Rehoboter Bastards, einer Mischung von Buren und Hottentotten, die Vererbungslehre auf neue Grundlagen zu stellen, er hat mit der jüngsten Schule der Vererbungslehre Wege gewiesen (Bauer—Fischer—Lenz „Menschliche Erblchtheitslehre“), und Walter Scheidt hat in seiner „Einführung in die naturwissenschaftliche Familientkunde“ (beides bei Lehmann in München) den Grund gelegt, auf unseren bisherigen Ahnenerfahrungen ein ganzes neues Gebäude aufzuführen. — Hans Günther aber hat in seiner „Rassenkunde des deutschen Volkes“ (Lehmann) den deutschen Menschen im besonderen unter die Lupe genommen.

Man wird in den nächsten 100 Jahren zu einem bewußteren Deutschtum gelangen. Man hat erkannt, wohin die Zerfetzung durch reinen Gelddrang und Nützlichkeitstrieb führt, man sieht ihr den Goldwert der Natur- und Heimatliebe entgegen, man zieht Kraft aus den Wurzeln der Familie. Da wird nun auf allen Seiten rastlos gearbeitet. Ein junger Forscher, Ewald Engelhardt in Aretin in

Thüringen, hat versucht, den althergebrachten „Stammbaum“ kürzer, übersichtlicher und künstlerischer zu gestalten, und es ist ihm in seiner Schrift „Engbaum und Ahnenstrom“ geglückt; er hat uns in vier farbigen Bildern Muster aufgestellt und er hat uns unsere Blutzusammensetzung durch Ströme und Flüsse in einem Adernetz anschaulich gemacht.

Eine thüringische Familie, die Hornschuch, hat Hunderte ihrer Sippenmitglieder durch ihre Familienzeitschrift „Nachrichten der Familien Hornschuch“ zusammengeschweift; auf diesem Boden haben sich Arbeiter, Fabrikanten, Handwerker, Gelehrte, Beamte, Hoch und Nieder jeder politischen Richtung gefunden, und diese Hornschuch bieten noch das Musterbeispiel für Vererbung und Erweiterung eines Talents in einer Familie: sie sind allzumal Musiker. Es gibt wohl keinen Hornschuch, der nicht ein Musikinstrument spielte; in den thüringischen Dörfern um Tabarz, ihrem Stammort, bestehen ganze Musikkapellen aus Hornschuchs.

Der große deutsche Verein „Roland“ zu Dresden hat eben das erste auslanddeutsche Heft der Familientkunde in einer deutsch-böhmischen Nummer erscheinen lassen, der noch eine Reihe weiterer auslanddeutscher Sonderhefte folgen sollen, amerikanische, schweizerische, russische, brasilianische, argentinische, spanische: der Drang der Geschlechterforschung ist auf das Auslandsdeutschtum übergesprungen.

Aber auch bei uns selber wird Einzelarbeit gemacht; unzählige Kräfte, namentlich der Lehrer, sind am Werke. Da hat die kleine Stadt Neutlingen in Württemberg nun schon zwei Bände herausgegeben mit den Stammreihen von je 10 Bürgergeschlechtern, die oft bis ins 14. Jahrhundert zurückgehen, mit vielen Bildern und Wappen im „Neutlinger Geschlechterbuch“ (Band 34 und 41 des Deutschen Geschlechterbuchs; Verlag Starke, Görlitz). Ein 3. Band wird folgen, ebenso ein allgemeiner schwäbischer Band. Sie hat schon vorher einen 1. Band „Alt-Neutlinger Familien“ veröffentlicht dank der Forscherarbeit eines greisen Gelehrten, Dr. Gottfried Maier in Pfullingen. — Wenn das eine kleine schwäbische Stadt vermag, einzelne ihrer Bürger, was kann Deutschland im Norden, im Osten, im Westen darin leisten?

Woher aber nimmt sie die Kraft dazu? Sie hat schon frühe erkannt, daß in der unscheinbaren Ahnenkunde verbindende Fäden verborgen liegen, von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, die über allem Meinkram schweben: die Gemeinsamkeit reinen deutschen Blutes von einem Urahn her, das zu erforschen, zu pflegen und rein zu halten unsere Pflicht ist. Dies ist die einzige Internationale, die man gesten lassen kann, von Adam her, die natürliche der Rasse, des guten deutschen Blutes auf der Welt.

Ich habe darum die Forderung aufgestellt: kein deutscher Junge, keine deutsche Frau darf künftig heiraten, ohne ihre Stamm- und Ahnentafel zu kennen. Keines darf auswandern in fremde Länder und Erdteile, ohne seine Ahnen, seine toten und lebenden Verwandten in Deutschland zu wissen. Kein wertvoller Mensch darf uns heute mehr verloren gehen im großen Völkerbrei; er muß der Heimat die Treue halten. Dazu helfe die Ahnenkunde.

## Sophia Steinwarz / Gräber der Großstadt.

Hier, wo jetzt unruhvoll das Leben pulst,  
Das Pflaster schüttelt von der Wagen Last,  
Blüht einst ein stiller Garten, drinnen schlief  
Den süßen Schlaf so mancher müde Gast.

Noch stehen abseits von dem schmalen Pfad,  
In dem verstaubten Grase dicht gedrängt,  
Drei Kreuze, über die ein alter Baum  
Wie schlafend die verdorrten Zweige hängt.

Und achlos treibt der breite Strom vorbei:  
Es schmaht und ruft, das kommt im Sturm aegaugen,  
Vorüber zieht der Jammer und das Glück,  
Die Schande lächelt mit geschminkten Wangen.

Nur in der kurzen Stille über Nacht  
Ein klagend Murren in dem Dunkel wacht:  
O Zeit, wie bist du wunderbarlich und schwer,  
Selbst Toten abnimmst du keine Ruhe mehr.